

Wolfgang Klein

Vom Glück des Mißverstehens und der Trostlosigkeit der idealen Kommunikationsgemeinschaft

Das versprochene Glück ist nicht gekommen.
Stifter, Prokopius

1. Vom Forscherglück. Autobiographische Notiz

Als wir in der Schule den Sonnentau durchgenommen haben, diese so beunruhigende Pflanze, die Tiere ißt, da wollte ich von der Lehrerin wissen, wo es denn im Saarland (da komme ich her) überhaupt den Sonnentau gebe. Das festzustellen, so sagte die Lehrerin, sei eine Aufgabe, die leicht ein ganzes Forscherleben füllen möchte.

Um diese Zeit bilden sich die Ideale, die unser Leben leiten. Wir kommen später in diesem Aufsatz noch auf die Frage der Ideale und ihrer Rekonstruktion und Begründung im rationalen Diskurs zu sprechen. Im Augenblick will ich nur folgendes bemerken. Von den drei praktischen Idealen, zwischen denen sich der junge Mann zu entscheiden hat und zwischen denen er später fortwährend uneingestanden hin und her schwankt, nämlich Geld, Ruhm und schönen Frauen, hat mir seinerzeit das mittlere am meisten bedeutet, und zwar vornehmlich der Ruhm, den man sich durch die zweckfreie Beförderung der wissenschaftlichen Erkenntnis zu Recht erwerben kann.¹ Freilich schien mir zu diesem Ende die von der Lehrerin bezeichnete Aufgabe kein guter Weg, und zwar nicht, weil die Sache so gering wäre und des Erforschens nicht wert (wo kämen wir hin, wenn wir diesen Maßstab an die Forschung anlegen wollten?); vielmehr fällt auf, daß die Aufgabe selbst unlösbar ist, weil sich das Untersuchte in den vier oder fünf Jahrzehnten, die ein erfülltes Forscherleben dauern kann, zu sehr ändert, und am Ende stünden wir am Anfang. Zumindest damals war mir nicht klar, daß die Wissenschaft ist wie die Lernäische Hydra, daß wir mit den Lichtern, die wir gelegentlich anzünden, nur den Rand zur Dunkelheit vergrößern. Klar war mir bloß, daß es sich in den Wissenschaften dort leichter botanisiert, wo die Probleme nicht so schnell nachwachsen.

Dies ist sicher einer der Vorzüge der älteren deutschen Philologie, in der, zumin-

¹ Wenn ich mich hier und gelegentlich im folgenden etwas frivol auszudrücken scheine, so deshalb, um es dem Leser etwas leichter zu machen, die folgenden Überlegungen als unernst anzusehen und sich so der Diskussion zu entziehen. Denn diese Möglichkeit ist, wie wir sehen werden, ein Segen.

dest im vorigen Jahrhundert, einiges vollendet wurde. Ein Werk wie die „Deutsche Grammatik“ von Jakob Grimm schien mir vor fünfzehn Jahren und scheint mir heute noch unfaßlich - obwohl ja das Nachleben dieses Mannes klar belegt, daß man auch als Wissenschaftler mit Märchenerzählen am ehesten berühmt wird -, und wie ein Einzelner ein Werk wie Graffs „Althochdeutschen Sprachschatz“ schaffen konnte, läßt sich nur mehr schwer nachvollziehen. Allerdings gibt er im Vorwort zum ersten Band (1834) einige Aufschlüsse darüber, wenn er schreibt: „welche lange mühselige Arbeit hat dieses Werk mir auferlegt, welchen Gram und Kummer, welchen Verletzungen mich ausgesetzt, welche Opfer von mir gefordert! Gesundheit, Besitz und Erwerb habe ich für dasselbe hingeben müssen; ja selbst der Fürsorge für die Meinigen hat es mich beraubt, indem es mich auf jeden Nebenverdienst, durch den ich, wenn auch nicht die Zukunft meiner Familie sicherstellen, doch ihr Schicksal erleichtern konnte, Verzicht zu leisten verpflichtet. Nur durch frommes vertrauensvolles Gebet und durch treuen unermüdlichen Fleiß ... bin ich, wenn auch spät, beim Sinken meines Lebens, halberblindet und an Geist und Körper geschwächt, der Vollendung meines Werkes nahe gekommen.“

Der Tonfall, in dem ich diesen Aufsatz begonnen habe, würde es jetzt erheischen, etwas über die Bewunderung und die Erschütterung zu sagen, die uns angesichts dieses unerschütterlichen wissenschaftlichen Ethos' erfassen. Aber so sind ja unsere Empfindungen nicht, oder nicht ganz so. Denn zum ersten staunt man in der Tat über die Leistung dieses Mannes, und ich glaube nicht, daß jemand von uns wohlbestallten Akademikern dies heute fertigbrächte. Wir schmeicheln uns natürlich, daß unsere Arbeiten tiefer, scharfsinniger und theoretisch anspruchsvoller sind als ein althochdeutsches Wörterbuch; aber wir machen uns da vielleicht etwas vor, und ich bezweifle sehr, daß sich in hundert, ach was, in dreißig Jahren noch jemand ernsthaft für unsere Produktion interessiert (mit ein paar Ausnahmen, sicher). Vielleicht macht man sich das besser nicht klar. - Zum zweiten denken wir, daß bei Eberhard Graff Forscherglück und Lebensglück schlecht balanciert waren, und sein Geschick scheint uns, bei aller Bewunderung, ein bißchen traurig und ein bißchen lächerlich und sein Vorhaben unverständlich, ja unmenschlich. Jedenfalls würden wir es nicht so machen, und jemand seines Schlages hätte im akademischen Betrieb der Germanistik keine Chance; man würde ihn als Narren oder als Stachanow ansehen. Soweit ist alles klar. Aber drittens neigen wir nun doch dazu, Graffs Handeln, also das Lebensglück der Forscheraufgabe zu opfern, für edler zu halten als das unsere, für dümmer zwar, aber für edler. Wir fühlen uns zugleich etwas beschämt - ich hoffe jedenfalls, daß ich nicht der einzige bin, der sich etwas beschämt fühlt -, und das müssen wir verdrängen oder wegerklären. Es wäre viel einfacher, wenn wir den Eindruck hätten, daß Graff all dies des Ruhmes wegen getan hat, zumal ihm die beiden andern leitenden Ideale, die ich eingangs erwähnt habe, sichtlich wenig bedeuteten. Aber diesen Gefallen tut er uns nicht; nach allem, was wir wissen, wollte er ganz unmenschlich der Wissenschaft dienen. Das ist ärgerlich.

Graff antizipiert eine Gelehrtenrepublik, eine Gemeinschaft, deren Mitglieder sich frei von niederen Beweggründen (oder praktischen Idealen, wie ich dies oben genannt habe) dem Austausch von Gedanken und der Beförderung der Erkenntnis widmen. Eine solche ideale Kommunikationsgemeinschaft existiert natürlich nicht. Das ist auch gar nicht die Frage. Es ist aber sehr wohl die Frage, ob sie wünschbar ist und ob wir sie, zumindest als Leitgedanken, in unseren Bemühungen als Wissenschaftler und als soziale Wesen anstreben sollen.

2. *Der rationale Diskurs und die ideale Kommunikationsgemeinschaft*

Im Gegensatz zu Graff bin ich *nel mezzo del cammin di nostra vita* (jedenfalls statistisch gesehen) leidlich gesund und gutbezahlt. Jetzt möchte ich noch herausfinden, wie die Sprache funktioniert. Wie geht es zu, daß da jemand etwas im Kopf hat, daß er (oder sie) die Luftmoleküle in bestimmter Weise schwingen läßt und daß dann jemand anderes mehr oder minder dasselbe im Kopf hat? In einer älteren Redeweise schrieb man ja dem Menschen eine Doppelnatur zu: er (oder sie) hat teil am Reich des Geistigen und am Reich des Materiellen; die Sprache ist eine Nahtstelle zwischen beiden. Diese Redeweise gilt als obsolet, doch das Problem ist dasselbe. Um unsere Gedanken auszutauschen, müssen wir sie, anders als die Engel, in Materielles umsetzen. Damit, nämlich mit der Sprache, kommt freilich auch eine gewisse Unreinheit in den geistigen Austausch. Wenn wir diesen Umweg übers Materielle nicht gehen müßten, sondern Gedanken lesen könnten, dann gäbe es beispielsweise keine Lüge, denn was der eine im Kopf hat, würde unverfälscht auch in den Kopf des andern wandern. (Wir können uns vorstellen, daß dieser Austausch, also das Gedankenlesen, räumlich begrenzt ist wie das Sprechen auch, denn es ist schlecht denkbar, daß man gleichzeitig die Gedanken von fünf Milliarden Menschen läse). Es gäbe auch keine Mißverständnisse, aus dem nämlichen Grund. Jedermann könnte sich gleichermaßen am geistigen Austausch beteiligen. Kurzum, wir hätten eine ideale Kommunikationsgemeinschaft. Nun ist es natürlich nicht so, daß wir Gedanken lesen könnten. Allerdings braucht uns das nicht davon abzuhalten, die dort gegebene Kommunikation als Vorbild für eine wahrhaftige, unverzerrte und chancengleiche sprachliche Verständigung unter Menschen zu nehmen. Wir könnten diesen Gedanken zu einem „Kommunikativen Imperativ“ ummünzen.

(KI) Sprich so, daß die Kommunikation möglichst jener gleichkommt, die beim Gedankenlesen vorläge.

Niemand hat bislang einen solchen Kommunikativen Imperativ vorgeschlagen. Aus Gründen, die später deutlich werden, möchte ich das um Gottes willen auch nicht tun. Es gibt aber eine Reihe ähnlicher, wenn auch weniger radikaler Versuche, eine ideale Kommunikation zu bestimmen, die dann als (freilich in der

Praxis nur anzustrebendes, nicht zu verwirklichendes) Muster für bestimmte Zwecke dienen kann. Auf zwei dieser Versuche will ich kurz eingehen.²

Der erste, bekanntere, stammt von Habermas (1971, 1973). Er ist Teil des von Habermas, Apel und andern entwickelten Gedankens, Wahrheit, Normbegründung und Rationalität an die Kommunikation unter Menschen zu binden. Nun ist, zumindest nach Meinung der Philosophen, klar, daß die reale Kommunikation dazu nicht das Muster hergeben kann, denn sie ist systematisch verzerrt. Es muß daher zunächst diese Verzerrung beseitigt werden. Habermas' Grundgedanke ist, daß im rationalen Diskurs - das ist jene Form der Kommunikation, in der Geltungsansprüche nicht selbstverständlich gelten, sondern thematisiert und (möglicherweise) begründet werden - ideale Verhältnisse, eine ideale Sprechsituation, kontrafaktisch unterstellt werden und unser sprachliches Verhalten leiten. Diese ideale Sprechsituation ist im wesentlichen durch gleiche Möglichkeiten aller Beteiligten, bestimmte Sprechakte auszuführen, gekennzeichnet. Im einzelnen legt er fest (Habermas 1973, S. 255/256; ähnlich, aber kürzer, schon Habermas 1971, S. 137/138).

„1. Alle potentiellen Teilnehmer eines Diskurses müssen die gleiche Chance haben, kommunikative Sprechakte zu verwenden, sodaß sie jederzeit Diskurse eröffnen sowie durch Rede und Gegenrede, Frage und Antwort perpetuieren können.

2. Alle Diskursteilnehmer müssen die gleiche Chance haben, Deutungen, Behauptungen, Empfehlungen, Erklärungen und Rechtfertigungen aufzustellen und deren Geltungsanspruch zu problematisieren, zu begründen oder zu widerlegen, sodaß keine Vormeinung auf Dauer der Thematisierung und Kritik entzogen bleibt.“

„3. Zum Diskurs sind nur Sprecher zugelassen, die als Handelnde gleiche Chancen haben, repräsentative Sprechakte zu verwenden, d.h. ihre Einstellungen, Gefühle und Intuitionen zum Ausdruck zu bringen (...).

4. Zum Diskurs sind nur Sprecher zugelassen, die als Handelnde die gleiche Chance haben, regulative Sprechakte zu verwenden, d. h. zu befehlen und sich zu widersetzen, zu erlauben und zu verbieten, Versprechen zu geben und abzunehmen, Rechenschaft abzulegen und zu verlangen u.s.f.“

In dieser Welt weht die eisige Luft der reinen Wahrheitssuche. Sie ist, jedenfalls der Idee nach, frei von verzerrter Kommunikation. Freilich ist keineswegs klar, daß letzteres wirklich der Fall ist, denn was die Bedingungen verlangen, ist zunächst einmal Chancengleichheit. Sie gilt in zweierlei Hinsicht; zum ersten müssen die Sprecher innerhalb des Diskurses die gleichen sprachlichen Rechte haben (Bedingungen 1 und 2), und zum zweiten müssen sie auch außerhalb des Diskurses, im alltäglichen kommunikativen Handeln, gleiche sprachliche Rech-

2 Es geht mir im folgenden nicht um eine Auseinandersetzung mit den beiden Autoren - viele ihrer Auffassungen teile ich -, sondern um das Problem der idealen Kommunikationsgemeinschaft, und dafür sind dies zwei gute Beispiele.

te haben; andernfalls sind sie zum Diskurs nicht zugelassen (Bedingungen 3 und 4). Letzteres ist bereits etwas verwirrend, denn der Formulierung nach wird ja nicht das (alltägliche) kommunikative Handeln zur Chancengleichheit hin idealisiert, sondern es dürfen keine Sprecher in den Diskurs einsteigen, die dort nicht chancengleich sind; sonst ist es ein verzerrter Diskurs. Es kann also einen nicht verzerrten Diskurs unter Professoren geben, auch unter Assistenten, aber nicht zwischen Professoren und Assistenten, denn die Teilnehmer haben nicht die gleiche Chance, als Handelnde regulative Sprechakte zu vollziehen. Es wird dann kontrafaktisch unterstellt, als seien alle zum Diskurs zugelassen. Dies ist aber möglicherweise bloß eine Frage der Formulierung. Ich deute die beiden Bedingungen 3 und 4 so, als werde für den idealen Diskurs kontrafaktisch unterstellt, es bestehe Chancengleichheit im kommunikativen Handeln außerhalb des Diskurses.

Diese doppelte Idealisierung auf Chancengleichheit hin bringt wenig, und zwar erstens, weil gleiche Chancen nicht besagt: gute Chancen, und zweitens, weil mit der realen sprachlichen Kommunikation einhergehende Probleme wie Lüge, Mißverstehen und ähnliche damit nicht beseitigt werden. Angenommen, die Schüler der vierten Klasse der Hilfsschule in Schwanheim beginnen einen Disput darüber, ob man den Lehrer belügen darf. Genügt nun die Annahme der Chancengleichheit, um diesem Diskurs Rationalität und normbegründende Kraft beizumessen? Oder nehmen wir an, ich diskutiere mit meinen Freunden Rainer Dietrich, Arnim v. Stechow und Dieter Wunderlich, alles Professoren der Sprachwissenschaft wie ich, die Problematik der idealen Kommunikation. In einem solchen Diskurs sind, soweit ich sehe, die Bedingungen 1-4 für die ideale Sprechsituation real erfüllt: wir haben die gleichen Chancen, kommunikative Sprechakte zu vollziehen (Bedingung 1) und innerhalb des Diskurses zu argumentieren (Bedingung 2); ebenso sind unsere Chancen, im kommunikativen Handeln repräsentative wie regulative Sprechakte zu verwenden, nach meiner Einschätzung so ziemlich gleich; kurzum: alle Voraussetzungen erfüllt. Warum stellt man uns nicht von akademischen Obliegenheiten für eine Weile frei und läßt uns das Gute, Wahre und Schöne im Diskurs begründen? Und weiter: Nehmen wir an, die Zuständigen schließen sich dieser Überlegung an, übertragen uns diese Diskursaufgabe, geben aber noch einen fünften Gleichberechtigten hinzu, der uns alle nicht leiden kann (und umgekehrt): würde die Idealität des Diskurses da nicht leiden, würde Lüge und Mißverständnis und Ablenkungsmanöver und dergleichen nicht zunehmen? Schließlich: daß alle die gleiche Chance haben, beispielsweise (im Diskurs) Geltungsansprüche zu problematisieren oder (im Handeln) Gefühle zum Ausdruck zu bringen, besagt ja nicht, daß sie dies immer dürften; es kann - wie in der nicht idealisierten Sprechsituation - Tabus oder Höflichkeitsregeln geben, die dies verbieten: sie müssen lediglich für alle Beteiligten gleich gelten; damit ist natürlich viel der Diskussion entzogen. Kurzum: diese Idealisierung auf bloß das zweite Ideal der Französischen Revolution bringt wenig.

Der zweite Versuch, Regeln für einen idealen Diskurs aufzustellen, ist wesentlich radikaler, insofern die Regeln nicht bloß auf Gleichheit der Chancen gehen, sondern absolute Forderungen erheben. Alexy (1978) schlägt als Grundlage für den „allgemeinen praktischen Diskurs“ die folgenden Regeln vor (wir betrachten hier nur die beiden ersten Gruppen von Regeln, auf denen eine Anzahl weiterer aufbaut):

„1. Die Grundregeln

- (1.1) Kein Sprecher darf sich widersprechen.
- (1.2) Jeder Sprecher darf nur das behaupten, was er selbst glaubt.
- (1.3) Jeder Sprecher, der ein Prädikat F auf einen Gegenstand a anwendet, muß bereit sein, F auch auf jeden anderen Gegenstand, der a in allen relevanten Hinsichten gleicht, anzuwenden.
- (1.4) Verschiedene Sprecher dürfen den gleichen Ausdruck nicht mit verschiedenen Bedeutungen verwenden.

2. Die Vernunftregeln

- (2.0) Jeder Sprecher muß das, was er behauptet, auf Verlangen begründen, es sei denn, er kann Gründe anführen, die es rechtfertigen, eine Begründung zu verweigern.
- (2.1) Jeder, der sprechen kann, darf an Diskursen teilnehmen.
- (2.2) (a) Jeder darf jede Behauptung problematisieren.
(b) Jeder darf jede Behauptung in den Diskurs einführen.
(c) Jeder darf seine Einstellungen, Wünsche und Bedürfnisse äußern.
- (2.3) Kein Sprecher darf durch innerhalb oder außerhalb des Diskurses herrschenden Zwang daran gehindert werden, seine in (2.1) und (2.2) festgelegten Rechte wahrzunehmen." (Alexy 1978, S. 361/362)

Wie man leicht sieht, gehen diese Regeln viel weiter als die Habermas'sehen Kriterien. Während bei Habermas alle das gleiche Recht haben zu schwindeln, soll bei Alexy keiner schwindeln (= (1.2)). Man kann die ersten vier Regeln, die Grundregeln, als kategorische Maximen der Rede „Sei logisch! Sei ehrlich! Sei konsequent! Sei klar!“ paraphrasieren. Da möchte man mit Sarastro sagen: Wen diese Worte nicht erfreuen, verdient es nicht ein Mensch zu sein. Alle, die solche und ähnliche Maximen aufgestellt haben, meinen natürlich nicht, daß man sie jederzeit verwirklichen könnte, wohl aber, daß man ihre Verwirklichung anstreben sollte. Ich komme gleich darauf zurück.

Die Regeln der zweiten Gruppe sind konstitutiv für den rationalen Diskurs. Sie entsprechen in vielem den vier Habermas'schen Bedingungen, an die Alexy auch direkt anknüpft (S. 134-177), sind aber im Gegensatz zu diesen wiederum absolut: es hat nicht jeder das gleiche Recht, beispielsweise eine Einstellung zu äußern, sondern jeder hat das Recht, jede Einstellung zu äußern. Tabus gibt es im rationalen Diskurs nicht oder Höflichkeitsriten. An dieser Stelle beginnen sich gewisse Bedenken einzuschleichen. Hier sind drei:

1. Gewinne der Diskurs vor Gericht, der in der Realität ja starken institutionellen Zwängen unterliegt, an Vernunft, wenn mehr von den Bedingungen (2)-(2.3) verwirklicht wäre? Wenn beispielsweise der Angeschuldigte ungeahndet zum Richter sagen dürfte: „Du bist ein Arschloch.“ (= Behauptung nach (2.2) (b)) und „Wenn ich dich in die Finger kriege, schneide ich dir die Gurgel ab.“ (= Wunsch nach (2.2) (c)). Und soll der Richter nicht, ganz entgegen Regel (2.3), vernünftigerweise daran gehindert werden zu sagen: „Bei so einem Gesindel lob ich mir den Ayatollah.“ Es geht wohlgemerkt nicht darum, daß dies institutionell nicht zugelassen wird, sondern darum, ob die entsprechenden institutionellen Zwänge der Vernunft Abbruch tun.
2. Ich lehne es ab, mit den Herren Pol Pot und Idi Amin in einen Diskurs über den Massenmord einzutreten; ich will ihre Pro-Argumente überhaupt nicht hören. Ich denke nicht daran, die Berechtigung von Auschwitz gemäß den Regeln (1) bis (2.3) zu diskutieren. Und wenn jemand von mir verlangen würde, die Behauptung, jeder Mensch habe ein Anrecht auf Leib und Leben, zu begründen, dann würde ich allenfalls sagen „Das ist halt so“, obwohl ich wohl weiß, daß es da viele Andersdenkende gibt.
3. Mir scheint (aber ich bin nicht sicher), wenn man jede Behauptung problematisieren dürfte, wenn man immer weiter Begründungen verlangen dürfte, dann würde man den vernünftigen Diskurs selbst zerstören. Bei der Begründung von Normen, Werten, Überzeugungen kommt man, wie man leicht merkt, rasch ans Ende, und dort weiterzufragen, würde jegliche Gesellschaft, jegliches vernünftige Zusammenleben von Menschen bedrohen und, wenn mit sokratischer Hartnäckigkeit³ fortgesetzt, schließlich zerstören. Es kommt höchstens darauf an, einen möglichen gemeinsamen Grundbestand an Überzeugungen und Wertvorstellungen zu ermitteln.

Nun will ich mit solchen Bedenken natürlich nicht sagen, Regeln wie (1)-(2.3) seien im Prinzip unvernünftig, und man solle das Gegenteil tun. Vielmehr leuch-

- 3 Ich erinnere an Jacob Burckhardts Kennzeichnung des Sokrates: „Er kämpfte für eine erhöhte Gottesidee, für Fortdauer und Verantwortlichkeit der Seele, also für die einzigen Grundlagen wahrer Sittlichkeit. Aber vielen Leuten muß er zuwider gewesen sein; er sagt es selbst in seiner Apologie. Es ist dies nur zu begreiflich. Stellen Sie sich einmal vor, es träte bei uns einer auf den Markt oder in die Hallen des Rathauses und fragte den ersten besten Zunftbruder, der vorübergeht: „Nicht wahr, Bruder, das Handwerk, das du treibst, ist ein irgendwie beschaffenes Handwerk?“ Je mehr derselbe mit: „versteht sich“... Konzessionen über Konzessionen macht, umso unerbittlicher setzt unser Philosoph seine Hetzjagd und sein Katechismusabfragen fort; er schneidet erbarmungslos alle Rückzugslinien ab; er drängt das arme Prüfungsobjekt von Position zu Position, bis dasselbe endlich todesmatt in den Netzen seiner analytischen Methode und seiner hinterhältigen Dialektik zappelt.“ (Zitat nach dem Nachwort zu meiner Ausgabe der „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“, Leipzig 1935, S. 327/328). - Das gibt mir Anlaß, en passant noch einen Satz aus seinen Betrachtungen über Glück und Unglück in der Geschichte anzuführen: „Als eminent unglücklich gelten natürlich alle Zeiten großer Zerstörung, indem man das Glücksgefühl des Siegers (und zwar mit Recht) nicht zu rechnen pflegt.“ (Ebd., S.253).

ten sie mir im großen und ganzen sehr ein, solange man sich nicht allzu konsequent daran hält. Furchtbar ist bloß der Gedanke, das Ideale könnte real werden. Ich meine, um ein Beispiel zu nehmen, selbstverständlich nicht, man solle sich nicht an eine Maxime wie (1.2) halten: „Jeder Sprecher darf nur das behaupten, was er selbst glaubt.“ Es steht ja schon in der Bibel. Aber wo käme man denn hin, wenn man immer sagen würde, was man wirklich denkt? Oder sich auf jeden Disput einlassen würde? Oder immer konsequent und klar in seinem Sprachverhalten wäre? Ich will's Ihnen verraten: in eine Gesellschaft, in der die Balance zwischen möglicher Beförderung der Erkenntnis einerseits und Lebensglück andererseits ist wie bei Graff.

3. Preis der Möglichkeit der Lüge, des Mißverständnisses und der Gesprächsverweigerung

Wenn wir Gedanken lesen könnten, oder wenn der „Kommunikative Imperativ“, den ich in Abschnitt 2 angeführt habe, befolgt würde, dann wären Regeln wie die Alexys erfüllt (es sei denn, man verbietet das Denken). Wünschen wir in einer Gesellschaft zu leben, in der die Verhältnisse so sind, als könnten alle ihre Mitglieder Gedanken lesen? Erscheint uns eine solche ideale Kommunikationsgemeinschaft die Erfüllung?

Mir nicht. Es wären drei Möglichkeiten nicht mehr gegeben, die mit dem realen sprachlichen Verhalten, mit dem Kommunikationsgebaren, wie wir es jetzt haben, ständig einhergehen und die für ein erträgliches und manchmal glückliches menschliches Zusammenleben unabdinglich sind, nämlich die Möglichkeit, die Wahrheit im Verborgenen zu halten, die Möglichkeit, sich in Illusionen zu wiegen, und die Möglichkeit, dem Gedankenaustausch mit andern auszuweichen. Jede dieser Möglichkeiten kann sich zum Schlechten wenden; jede ist zugleich eine Bedingung der Möglichkeit des Glücks, wie ich es verstehe. Nicht alles an diesen drei Möglichkeiten hat mit Sprache und Kommunikation zu tun; aber Sprache und Kommunikation haben einen wichtigen Teil daran.

3.1 Die Lüge als Bedingung der Möglichkeit der Freiheit

Dem ... ministerium liegen die folgenden
Erkenntnisse über Sie vor: ...
Passim

Man kann verschiedene Vorstellungen von Lüge haben; ich meine hier nicht nur das explizite Behaupten des Gegenteils dessen, was man meint, sondern beispielsweise den Versuch, jemanden im Irrtum befangen sein zu lassen, zu einer falschen Auffassung zu verleiten, ohne einen einzigen falschen Satz zu sagen,

kurz: das, was wahr ist, nicht an den Tag bringen zu wollen. Man kann auch verschiedene Vorstellungen von Freiheit haben. Unsere Handlungsmöglichkeiten werden von den Naturgesetzen, von unserer Psyche - unserer Wünsche, Begierden, Idealen - und von der Gesellschaft eingeschränkt. Daß wir nicht fliegen können wie die Vögel - nun ja. Daß wir von unseren Körpersäften oder von unseren Wertvorstellungen, rationalen wie irrationalen (?), abhängig sind, damit kann ich leben. Hier geht es nur um die Einschränkung des freien Handelns durch die andern, durch die soziale Kontrolle. Es ist klar, daß diese Einschränkung umso eher möglich ist, je mehr über den Einzelnen bekannt ist, je stärker er unter ständiger Überwachung steht.

Der klassische Einwand gegen den Datenschutz, von allen Polizeipräsidenten vorgebracht, lautet: Wer nichts zu verbergen hat, der braucht auch nichts zu befürchten. Der ebenso klassische Gegeneinwand dagegen ist, daß das Wissen über den Einzelnen jenen, die darüber verfügen, eine Kontrollmöglichkeit gibt und damit die Möglichkeit, sein Tun und Lassen, sein Denken und Handeln zu überwachen und einzuschränken. Unter den Bedingungen des kommunikativen Imperativs wären sämtliche Handlungen des Einzelnen, sämtliche Überlegungen und Motive, die ihn dazu bewegen, einer vollständigen, gleichmäßigen sozialen Kontrolle unterworfen. Vielleicht gibt es ein Konzept von Freiheit („Die Wahrheit wird euch frei machen“), das mit einer solchen Kontrolle durch die Andern vereinbar ist; das meine ist es nicht. Damit soll selbstverständlich nicht gesagt sein, eine Kontrolle der Handlungen des Einzelnen durch die Andern sei auszuschließen; ganz im Gegenteil. Aber es muß auch die *Möglichkeit* geben, sich der Kontrolle durch die Andern zu entziehen. Das ist in der idealen Kommunikationsgemeinschaft nicht so.

3.2 Mißverständnis als Bedingung der Möglichkeit des Glücks

Wie teuer du eine schöne Illusion auch
bezahltest, du hast einen guten Handel
gemacht.

M. v. Ebner-Eschenbach

Mißverständnisse sind nicht Illusionen, aber sie sind das sprachliche Ingredienz von Illusionen, auch von jenen, ohne die das Leben eine einzige Desillusion, eine Enttäuschung wäre. Daß wir einander nicht verstehen oder falsch verstehen, ergibt sich natürlich aus der Art, wie die menschliche Sprache funktioniert; wenn wir Gedanken lesen könnten, gäbe es kein Mißverstehen. Wir sind geneigt, dies für eine Schwäche der Kommunikation zu halten, etwas, das es nicht geben sollte. Wir denken, die Liebe unseres Lebens und vielleicht das Lebensglück verpaßt zu haben, weil sie gesagt hat „Um siebzehn Uhr an der alten Eiche“ und wir haben verstanden „um sieben Uhr“. Sie hat „nein“ gesagt und „ja“ gemeint und wir haben „nein“ verstanden, weil wir so naiv waren oder so unsicher oder

so verwirrt. Nun hat man freilich der Fälle mehrere, daß die Absprache geklappt hat, und es wurde ein Unglück fürs Leben daraus, und man verflucht die Stunde, in der man sich verstanden hat. Ich meine natürlich nicht, es sei grundsätzlich gut, sich mißzuverstehen. Aber ich meine, es ist gut, daß man sich mißverstehen kann.

Ungefähr zu der Zeit, als wir in der Schule den Sonnentau durchgenommen haben, da habe ich viel Dostojewskij gelesen, so auch die Erzählung „Helle Nächte“ (1847). In dieser Geschichte, in den drei Nächten dieser Geschichte, verliebt sich ein etwas scheuer, verträumter junger Mann in ein Mädchen, dessen Freund davongegangen ist, und allmählich erwidert sie seine Liebe, wie er es deutet. Aber in der letzten Nacht ist der Freund zurückgekommen, und alles war eine Täuschung und ein Mißverstehen. Die Geschichte endet mit den Worten: „Mein Gott! Einen ganzen Augenblick der Seligkeit. Ja, ist denn das nicht genug für ein ganzes Menschenleben? ...“ - Damals habe ich mir, mit der Naivität dieses Alters (gepriesen der Leser, der sie sich erhalten hat) gedacht, daß dies doch etwas wenig sei: drei Nächte glücklich, einen Augenblick der Seligkeit, und dieses Glück nur durch eine Illusion. Heute denke ich mir, daß drei Nächte in der Tat ein bißchen wenig ist, aber immerhin etwas, und daß für uns Sentimentalische wenig mehr zu erreichen ist, als sehenden Auges die Illusion zu leben. In Lems Roman „Der futurologische Kongreß“ findet sich der Held in einem Land, wo Künste und Wissenschaft blühen, Friede herrscht und alle Tage die feinsten Speisen auf dem Tisch in seinem Prunkgemach stehen, bis die Wirkung der Drogen nachläßt: „Aber ich gestehe, dort könnte ich nicht leben. Denn als ich einmal unbedacht den Ausnüchterer benutzte, fand ich mich in einem Koben von der Größe einer besseren Schublade; meine Nase tauchte in eine Freßrinne ... und mit den Füßen berührte ich das Kopfende der Liegestatt im nächsten Schubfach.“ Die Aufgabe ist aber gerade, sich in dieser Welt einzurichten.⁴ Der ans Diskursive gewöhnte Leser wird diese Argumentation nicht überzeugend finden. Vielleicht verstehen wir uns hier falsch, vielleicht ist es gut so.

3.3 Die Gesprächsverweigerung als Bedingung der Möglichkeit sozialen Lebens

Ich habe mich der Diskussion nicht gestellt.
Peter Handke, Selbstbezeichnung

Mir scheint, aber ich will niemanden dazu bereden, daß viele der Normen und Wertvorstellungen, die soziales Leben ermöglichen, nur solange wirksam sind, als sie nicht problematisiert werden. Weder der Einzelne noch eine Gemeinschaft kann es sich daher leisten, jede ihrer Überzeugungen in Frage stellen zu lassen, sie zum Gegenstand des vernünftigen, offenen Diskurses zu machen.

⁴ Lern behandelt die Probleme des Glücks in etwas systematischer Weise in „Summa felicitologica“ (in „Phantastische Erzählungen“).

1. Daß wir die Werke der attischen Tragiker für bedeutender halten als „Charleys Tante“, Vermeer für bedeutender als Carl Barx, „Don Giovanni“ für bedeutender als „Friederike“, ist ein Teil unserer Lebensform. In dieser Lebensform können wir es uns nicht erlauben, die Einschätzung dieser Werte unvoreingenommen gegeneinander auszuspielen, sonst ist unsere Lebensform tot. Es gibt andere Lebensformen mit anderen Werten, aber für sie gilt das Gleiche.
2. Eine Gesellschaft, die den Massenmord, die Vergewaltigung und den Betrug ablehnt, kann die Berechtigung dieser sittlichen Werte nicht ernsthaft zum Gegenstand des Diskurses machen. Möglicherweise würden sich zwar die Gegner des Massenmordes argumentativ durchsetzen, aber die sittliche Norm, wenn bloß so gerechtfertigt, wäre tot in ihrer selbstverständlichen Wirkung.
3. Keine Gesellschaft kann es sich leisten, mit jedem Wahnsinnigen - mit jedem, der völlig jenseits ihrer Normen und Wertvorstellungen steht - ernsthaft in einen rationalen Diskurs einzutreten.
4. Kein Einzelner kann es sich leisten, jede ihn betreffende Behauptung, jede ihn betreffende Einstellung oder Forderung zum Gegenstand des offenen, unvoreingenommenen Gesprächs zu machen - es sei denn, es ist nur ein Spiel, wie unter Philosophen.

Wenn jemand an Deine Tür klopft und sagt: „Darf ich Dir eine reinhauen, es würde mich freuen?“ oder „Gib mir all Deine Habe, oder jedenfalls die Hälfte!“, dann kannst Du Dich ernsthaft auf ein Gespräch mit wohlerwogenem Pro und Contra einlassen. Ich rate Dir aber, die Tür zuzumachen. Es ist unfair, sich dem Gespräch zu verweigern. Aber gepriesen sei diese Möglichkeit.

Wahrscheinlich wird es ganz falsch verstanden. Ich lobe nicht die Lüge, das Mißverständnis und die Gesprächsverweigerung, die, so wie die Sprache nun einmal beschaffen ist, uns in der realen Kommunikation alltäglich begleiten. Sie sind schlimm genug. Ich lobe ihre Möglichkeit, denn ohne diese Möglichkeit wäre es schlimmer.

4. Vom Lebensglück

Wir fühlen, daß selbst, wenn alle
möglichen wissenschaftlichen Fragen
beantwortet sind, unsere Lebensprobleme
noch gar nicht berührt sind.
Wittgenstein, Tractatus 6.52

Vor einem Dutzend Jahren, als diese Zeitschrift gegründet wurde, hätte ich mir zu dieser Sache etwas zu sagen gewagt. Heute habe ich zu viele Meinungen. Ich zitiere daher zum Abschluß lieber ein paar Meinungen in dieser Sache.

„George“, sagte er, als der Kellner das leere Cognacglas holte, „ich werde im November einundvierzig“ ... „Einundvierzig, zweiundvierzig, dreiundvierzig, fünfzig - und ich sitze hier und versuche ... Wissen Sie, was ich versuche, George? Ich versuche glücklich zu sein.“

„Wir alle möchten glücklich sein, Sir“, erwiderte George. „Ich würde Sie gern glücklich sehen, Sir.“
James Thurber, *Einer ist ein Wanderer*

Man möchte sagen, die Absicht, daß der Mensch „glücklich“⁴⁴ sei, ist im „Plan der Schöpfung“ nicht enthalten.
Freud, *Das Unbehagen in der Kultur*

Das Leben ist kurz man muß sich einander einen Spaß zu machen suchen.
Goethe (zu Eckermann)

Der Mensch ist nicht geboren, die Probleme der Welt zu lösen. dito

Ich hab mich endlich zu 'ner Entscheidung durchgerungen. Hat lange gedauert - und sie ist das Ergebnis von Überlegungen und Überlegungen, und weiteren Überlegungen und noch mehr Überlegungen. Und je nachdem, wie du die Sache betrachtest, ist's die gottverdammte-gerissenste oder auch die arschlöchig-feigste Entscheidung, die einer jemals getroffen hat - sie besagt nämlich alles und nichts. Und das ist meine Entscheidung! Ich hab überlegt und überlegt und noch 'ne gottverdammte Masse mehr überlegt und bin dann schließlich zu der Feststellung gekommen, daß ich ebensowenig weder ein noch aus weiß, wie jeder gottverdammte andere Mensch auch ... und das ist das Ende.

Jim Thompson, *Pop*. 1280

Literatur

- Alexy, Robert: *Theorie der juristischen Argumentation*, Frankfurt a.M., 1978.
Burckhardt, Jacob: *Weltgeschichtliche Betrachtungen*, Leipzig 1935.
Habermas, Jürgen: „Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz“, in: Jürgen Habermas und Niklas Luhmann: *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie*, Frankfurt a.M., 1971, S. 101-141.
Habermas, Jürgen: „Wahrheitstheorien“, in: T. Fahrenbach (Hrsg.): *Wirklichkeit und Reflexion. Festschrift für W. Schulz*, Pfullingen 1973, S. 211-265.
Lern, Stanislav: *Der futurologische Kongreß*, Frankfurt a.M. 1977.
Lern, Stanislav: *Phantastische Erzählungen*, Frankfurt a.M. 1980.

*On the blessings of misunderstanding and the dreariness of ideal communication**Summary*

Human communication, as opposed to mind-reading, is bound to lie, misunderstanding and refusal of communication. Philosophers such as Habermas, Apel, Alexy introduced the concept of an ideal communication community free from these and similar features. In this paper, it is argued that they are more than a source of nuisance: the possibility of lying, misunderstanding and refusal of communication is viewed as practical condition of freedom, happiness and social life.